

(Nachdruck verboten.)

## 2 Die Zukunftsprohen.

Von Georg Hermann.

Ein entlassener Offizier, ein schlanker Mensch von einigen dreißig Jahren. In seinem blauen, abgetragenen Cheviot-Anzug wird man niemals ein Stäubchen finden. Er hat etwas Zurückhaltendes in Wesen und Bewegung. Seine Sprechweise ist klar und gewählt. Seinen Abschied hat er bekommen, weil er ein armes Mädchen heirathen mußte. Er versicherte mir leßtlin, daß er vor keiner Arbeit mehr scheue, und wenn es Stiefelputzen wäre, falls es ihm nur vergönnt sei, Frau und Kind anständig durch die Welt zu bringen.

Neben mir, auf meiner rechten Seite, sitzt ein kleiner Herr von fünfzig Jahren. Er ist früher einmal sehr reich gewesen und stolz, mit Pferd und Wagen einhergefahren, bis ihm ein Börjenkrach den Baraus machte. Herr Lorenz hinkt ein wenig, hat einen etwas gewölbten Rücken, einen sehr breiten Brustkasten und schier unendliche Arme. Der Kopf ist klein, die Nase zierlich, die Augen klug und lebhaft. Er spricht mit Pathos und lacht fortwährend über seine eigenen Worte, schüttelt, windet und krümmt sich wie ein Kal und schlägt mit der äußeren Handfläche auf den Tisch. Herr Lorenz verbindet eine unschuldige Renommirucht etwas eigenartig mit milder Weltklugheit, auch ist er neugierig und überall giebt es für ihn etwas zu sehen und zu erfahren. So erlebt er in einem Tage mehr als andere Leute in einem Jahre.

Neben mir, auf der linken Seite, ein veritabler Heiliger, ein alter ehrwürdiger Herr mit einem langen, schneeweißen Bart. Er war Beamter, mußte aber wegen Schulden seinen Abschied nehmen. Er ist sehr groß, rüstig und rühmt sich oft, Flügelmann bei der Garde gewesen zu sein. Sein schwarzer Rock ist blank wie eine Rittersrüstung, so daß bei jeder seiner Bewegungen neue Lichtreflexe mein Auge treffen. Um seine Lebenslust und seinen Humor beneide ich Herrn Klüver, aber nicht um seinen Durst. Von seinen zwölf Kindern sind nur noch zwei am Leben, bis vor einem Jahr, da sich sein Aeltester erschossen hatte, waren es noch drei. Seine Tochter — ja seine Tochter! Und der Hans ist in Amerika, seit fünf Monaten hat er nichts von ihm gehört. Vor fünf Monaten hat der Alte seine Uhr ver-setzt, um ihm Geld schicken zu können. Herrn Klüvers Bewegungen sind etwas schwerfällig. Will er mit jemandem sprechen, klopft er ihm erst auf die rechte und dann auf die linke Schulter, legt ihm endlich beide Hände auf die Achseln, stellt sich möglichst weit von ihm ab und sieht ihn ruhig und unverwandt mit seinen großen, hellen Augen an. Wenn er aber jemandem etwas besonders Wichtiges mitzutheilen hat, und er hat viel besonders Wichtiges mitzutheilen, dann faßt er ihn unter und geht mit ihm im Zimmer auf und nieder, spricht leise aber nachdrücklich in ihn hinein, beugt sich zu ihm hinab, als ob er ihn küssen wollte.

Mir gegenüber arbeitet ein Mann von einigen dreißig Jahren, er ist groß, hager, blaß, sehr blaß. Ueber die Hälfte der Dienststunden pflegt er garnichts zu thun, wenn er aber arbeitet, fliegt seine schmale, knöcherne Hand mit der Schnelligkeit einer Maschine über das Papier, und seine langen gerillten Nägel knistern auf der glatten Fläche. Die braunen Strähnen seiner allzeit nassen Haare sind zurückgekämmt, so daß die hohe und gewölbte Stirn zur Geltung kommt. Die dünne Nase ist ein wenig gebogen, die mattglänzenden Augen sind schwarz unterlaufen, die Rundwinkel, die zu den schmalen pergamentenen Lippen führen, scheinen gleich unter den Augen zu beginnen, so eingefallen sind die Waden.

Herr Vintrow ist Phthysiker und Gewohnheitsstrinker. Entweder befindet er sich in leichter fiebriger Erregung, in welcher sich seine geistigen Kräfte zu vervielfachen scheinen oder im Zustande völliger Abspannung und dehnt und streckt sich, gähnt und seufzt ohne Unterlaß. Ueber seine Anschauung, über seine Stellungnahme zu irgend einer Frage kann man keine Klarheit erlangen, ebenso wenig über seine Vergangenheit. Denn, obgleich er ein scharfer Spötter ist, versteht er doch so geschickt beide Seiten mitzugenehmen, daß man niemals seinen eigenen Standpunkt auch

mir errathen kann. Vielleicht war er Schriftsteller oder Journalist oder eine ähnliche armselige Existenz, denn als ich ihm rieth, es einmal mit Schreiben zu versuchen, seine Rede-weise hat viel Eigenart, lachte er mich aus und sagte: „Wissen Sie, früher, früher, als es mir noch besser ging, so und so. — Sie verstehen mich doch? Früher habe ich's mal versucht, und wenn es da nichts war, so ist es doch heute erst recht nichts!“

Die *Dii minorum gentium*. Ein kleiner Herr mit langem, schwarzen Bratenrock, Herr Hossburg. Er war Kaufmann, oder Lehrer oder sonst etwas. Einige sagen sogar, er wäre Gelegenheitsdichter gewesen. Er hat ein freundliches, dummes Gesicht und semmelblonde, dünne Haare. Er ist Kellermeister der Zukunftsprohen, aber auch die Besorgung der Frühstückswürstchen fällt in das Bereich seiner Thätigkeit. Zu dem Schlächterfräulein von nebenan scheint er in zartem Verhältnis zu stehen; denn täglich versucht sie, durch neue Zugabe sich seiner Neigung zu vergewissern. Das merkwürdigste an Herrn Hossburg ist sein geräuschloser Gang; denn stets und überall, bei gutem und schlechtem Wetter, im Freien oder in bedeckten Räumen trägt er Gummischuhe. Manche wollen diese seine Eigenart psychologisch erklärt wissen, andere behaupten kühn, daß er nur den unhaltbaren Zustand seiner Fußbekleidung verbergen wolle.

Ein junger Mensch, Hubert, ein Thunichtgut und Trinker. Wenn seine Eltern nicht wohlhabend wären, wäre er schon längst verkommen. Er hat ein bewegungsloses Vogelgesicht, ist meist etwas angezecht und versucht dann jedem die Hand zu drücken, um seine Kräfte zu zeigen, beginnt zu krackeln und möchte sich am liebsten prügeln.

Ferner ist noch ein Mann da mit schwarzem Vollbart, O-Beinen und außergewöhnlich großen, rothen Händen. Er ist außerhalb des Bureaus abends Kouffischschieber und Sonntags Schankkellner. Auch bei uns versteht er das Ehrenamt des Oberkellners und hat mit dem Bureaudienner eine innige Dutzfreundschaft geschlossen. Er rühmt sich, einen Kasten mit sechsunddreißig Bierflaschen durch halb Berlin tragen zu wollen, ohne mit der Schulter zu wechseln, was ihm sicherlich so bald keiner nachmachen könnte.

21. Mai.

Mein linker Nebenmann befindet sich heute in großer Aufregung. Schon seit einer Viertelstunde läuft dieser silbergraue Heilige wie ein Wiesel durch die Zimmer, guckt in alle Ecken, kriecht auf die Leitern, sieht auf die Schränke.

„E. 318! Haben Sie E. 318 gesehen? Wo ist mein Ehen 318? Wer's bringt, bekommt 'nen Kuß von mir! Schnell! Na — hat's keiner? Zwei Küsse!“

„Donnerwetter, Sie da oben, machen Sie doch nicht solchen Staub, man weiß ja nicht mehr, ob man ein Junge oder ein Mädchen ist“, schreit Vintrow und beginnt zu husten.

Die Kletterei dauert fort. Vom Stuhl auf den Tisch, vom Tisch aufs Regal, und dort von höchster Höhe ertönt nochmals der Ladruf:

„Zwei Küsse! Zwei Küsse!“

Endlich entdeckte der Doktor die gesuchten Akten in einer Ecke, wo sie zusammen mit einigen anderen ein Bierdepot vor den profanen Blicken des Vorstehers schützen sollen. Aber großmüthig verzichtet der ehrliche Finder auf die Belohnung. Nun stürzt sich der liebe, alte Herr mit Feuereifer auf die Bearbeitung des Schriftstücks. Er durchblättert es von vorn nach hinten, von hinten nach vorn, nimmt mit wichtiger Miene die Feder zur Hand und legt sie mit ebenso wichtiger Miene wieder hin. Eine Weile sitzt er schweigend in ernstem Gedanken, dann klopft er mir auf die Schulter.

„Mein lieber junger Freund, kennen Sie das herrliche Kirchenlied: „Aus tiefer Noth schrei ich zu Dir“?“

„Ja.“

„Na, dann spendiren Sie mir doch 'ne Flasche.“

Diese Logik überrascht mich derartig, daß ich sofort meinem Ansinnen entspreche.

Kaum hat der ehemalige Garde-Flügelmann seinen ersten Durst gestillt, als ein merkwürdiger Umstand sein maßloses Erstaunen erregt.

„Aber Lorenzchen, was ist denn mit Ihnen los? Wo haben Sie denn gesteckt? Sie sind ja da ganz schmutzig auf der Schulter!“

Das kleine verwachsene Männchen schüttelte sich und reibt mit dem Narmel die unsaubere Stelle.

„Die ganze Menschheit, meine Herren,“ seine piepsige Stimme klingt fast wehmüthig, „theile ich nur noch in zwei Gruppen ein: Leute, die in Equipagen fahren und Leute, die von Equipagen bespritzt werden. Früher habe ich zu der ersten Gruppe gehört, jetzt gehöre ich zu der zweiten.“

„Ach, Sie meinen so im großen und ganzen im menschlichen Leben.“ Klüwer reicht über mich hinweg, um dem Bankier die Hand auf die Schulter zu legen. „Ja, da haben Sie recht. Aber wissen Sie, lieber Lorenz, Sie müßten doch eigentlich 'ne Flasche Bier zum besten geben. Sie sind wenigstens früher in der Equipage gefahren, aber ich, ich bin immer bespritzt worden, von oben bis unten, hinten und vorn, sage ich Ihnen. Nur einmal bin ich unter vornehme Leute gekommen, vor zwei Jahren war es, da hat mich hier am Dönhofsplatz, wissen Sie, wo es so scharf um die Ecke geht, ein wirklicher Kommerzienrath überfahren.“

Klüwer nimmt die zweite Flasche an dem Kopf, aus einem Glas zu trinken, hält er für unfein, und glückt selig lächelnd ihren Inhalt hinunter.

Plötzlich fährt Lintrow höhnisch auf. Unser Nachbar sieht heute noch schlechter wie sonst aus. Seine schwarzen Augen leuchten aus dem blassen Gesicht. Trotz der Hitze friert er und hat über die Beine den Sommermantel gedeckt, aber noch reibt er sich fortwährend die langen, mageren Hände, daß die Gelenke der Finger knacken.

„Sagen Sie, ist Ihnen denn immer noch so bitter im Hals, Herr Klüwer?“

„Mischen Sie sich nicht in ungelegte Eier, Sie Plunder! Sie denken wohl, Sie sind ein Affe, und die anderen sind gar nichts?!“

Der Alte ist hochroth aufgesprungen, doch im gleichen Augenblick hat er sich schon besonnen, seine gewohnte Ruhe wiedererlangt.

„Kommen Sie, Lintrowchen, wir wollen uns vertragen, die ewige Bankerei muß aufhören. Rathen wir zusammen eins aus. Vrrr, zum Abgewöhnen. Also Zahl oder Wappen? Noch einmal. Zahl oder Wappen? Wappen? Prost! Gesundheit! Danke allgemein für gütige Theilnahme.“

Lintrow hat verloren, wie gewöhnlich, er fordert Revanche und verliert zum zweiten Mal.

Sie wollen dieses unterhaltende Gesellschaftsspiel noch länger fortsetzen, als der Sekretär hereintritt, sich in die Thür stellt und nach Lust schnappt. Lintrow erhebt sich vom Sitz. Sein Beispiel wirkt ansteckend, alle thun desgleichen. Gnädig winkt der „Karpfen“ ab.

„Ach, meine Herren, äh, mache Sie wiederholt darauf aufmerksam, daß bei § 18 „immer“ als unzulässig in den Formularen zu durchstreichen und mit „stets“ zu ersetzen ist. Der Herr Geheimrath, äh, läßt es durchaus nicht mehr durchgehen!“

(Fortsetzung folgt.)

## Große Berliner Kunstausstellung.

I.

Nun ist die Große Berliner Kunstausstellung seit drei Wochen fürs Publikum offen; es ist aber von ihr keinerlei sonderliche Erregung ausgegangen. Man besucht sie, man wandert durch die Säle, allein man spricht nicht von ihr. Gelassen, wie sie gekommen, wird man sie scheiden sehen.

Es hat die schutzöllnerische Bewegung in der Ausstellungsfrage wieder einmal gesiegt. Man hat die internationale Künstlerchaft, so gut es ging, ferngehalten, um den heimischen Markt nicht allzu sehr zu beeinträchtigen. Die Schutzöllnerie wird freilich nicht viel helfen; denn den Luxus, sich Kunstwerke anzuschaffen, kann vornehmlich doch nur das bewegliche internationale Kapital sich gönnen und das kann die internationalen Märkte eben sehr bequem auffuchen.

Die heftige Kampf Stimmung, der man vor einer Reihe von Jahren begegnen konnte, herrscht heute nirgends mehr vor. Man sagt wohl, daß die Berliner Jury diesmal sehr einseitig gegen die Arbeiten neuerer Richtungen vorgegangen sei. Eine Berliner Sezession, von der es jetzt wieder ruhiger geworden ist, wurde sogar geplant. Allein selbst wenn die Jury so sehr parteiisch gewesen wäre, ich glaube trotzdem nicht, daß der Eindruck der Gesamtausstellung im Wesen verschoben worden wäre. Es sind offenbar auf beiden Seiten Kompromisse geschlossen worden. Um bei den üblichen Schlagworten zu bleiben, die freilich nicht immer zutreffen: Es haben die Alten manches von der neueren Technik aufgenommen, eine Bewegung, die schon vor mehreren Jahren ihren Anfang nahm; und es haben die Jungen,

geberden sie sich nun noch naturalistisch, oder seien sie ins neuromantische Lager abgewandert, nicht mehr die Freude an extremen Versuch. Bei nicht wenigen von ihnen ist die Lust an der Freilichtmalerei, am strahlenden Sonnenschein und hellleuchtenden Farben ins Gegentheil umgeschlagen. Man liebt die dunklen, elegischen Stimmungen. Abenddämmerung, Landschaften in nächtliche Schatten gehüllt!

Es ist der Gang zur Melancholie, wie er gleichzeitig in der Literatur auftritt. Er reicht indessen nicht bis zu solcher Verzweiflung, zu so einer Resignation, wie sie in der jüngsten Zeit bei unserer bellommen dachtenden Jugend zu beobachten ist. So weit wirkt doch noch der Kampf zur Natur, nach, daß der bildende Künstler selbst in seinen symbolistisch-romantischen Arbeiten nicht völlig in unanschaulichen, trockenen Grübeleien aufgeht.

Wie unsere ganze moderne Kunstbewegung das landschaftliche Moment bereichert hat, im höchsten Sinn vielleicht allein das landschaftliche Moment, wie die bedeutenden Neuerer, so Millet, oder der große einsame deutsche Bödlin eine ganz neue, feierliche Naturanschauung gewannen, so sinkt die Landschaftsmalerei auch in unfruchtbaren Perioden und selbst bei unseren Berlinern niemals völlig nieder. Mancher von den namhaften deutschen Landschaftlern fehlt wohl diesmal, so Schönleber. Dafür gewährt die Sammelausstellung des Karlsruher's Volkmann einen friedlichen wohlthuenden Genuß. Ein Künstler, dessen ruhig sicheres Auge gerne träumerisch an einem einsamen Weiher verweilt, oder an der freundlichen Oktobersonne sich erfreut, hat diese Landschaften geschaffen. Man sieht sich keiner Größe gegenüber, aber man fühlt sich wohlbehütet. Von älteren und jüngeren Berlinern wahr Eugen Bracht seinen bewährten Ruf; Walter Leistikow, dem anfänglich übel mitgespielt wurde, ist dank der Befürwortung Liebermann's doch mit zwei Gemälden „Abend“ und „Sommer“ vertreten. Neuerdings erst wurde ein märtyrlicher „Waldeich“ Leistikow's für die Nationalgalerie erworben, um so wunderlicher bleibt das Verhalten der Jury. Beide Gemälde in der Ausstellung haben den idealisirten Stil, wie ihn Leistikow bevorzugt. Sie gleichen märchenhaften Idyllen. Sie sind aber nicht so anspruchsvoll, wie z. B. des Münchener Erster großer angelegtes Triptychon vom verzauberten Wald, das reinen Märchencharakter tragen möchte und doch nicht reiner Raivetal voll ist. Erster hat schon Werthvolleres geschaffen. Starbina's „Abend im Dorfe“, wie sein scharf hervortretendes „Schmitter“-Bild zeigen diesen Künstler, der sonst gerne Großstadtansichten flott skizzierte, ebenfalls um die landschaftliche Idylle bemüht. Ludwig Dettmann's Weise wird, scheint es, flüchtiger. Er produziert gewiß leicht, aber er ist in den letzten Jahren nicht vorwärts geschritten, und ist doch noch so jung! Leider fehlt unter den Berlinern der feinsinnige L. v. Hofmann. Hans Hermann bringt, wie seit Jahren, seine geschickten holländischen Landschaften zu Markt, und Manchen dürften die totalen Studien von Julius Jacob: „Goldfischteich“ und „Jungfernbrücke in Berlin“ interessieren.

Naturgemäß wiegt in der Berliner Kunst das Porträt quantitativ schwer. Leider nicht qualitativ. Man sollte meinen, daß die zahlreichen Aufträge die Künstler mindestens zur Mannigfaltigkeit, wenn nicht zur Größe der Auffassung drängten. Aber da bleibt alles beim alten. Häufig glättende Schönmalerei, im besten Falle korrekte Ehrlichkeit, wie bei Kloner oder dem hübslen Koster in seinem Bildniß des Kommerzienraths Krupp. Die unfehlbare Parlaggh hat ihr bekanntes Bild Miquel's wieder ausgestellt.

Sonst sind kaum irgendwo bei den Berlinern neue Ansätze wahrzunehmen. Anton v. Werner malt etwas wärmer, als er sonst pflegt, einen „Kaiser Wilhelm auf dem Sterbelager“; im übrigen bleibt man recht und schlecht bei seiner Spezialität, ob man Meyerheim heiße oder Karl Beder. Von Adolf Menzel, dem bedeutendsten Berliner, findet man gar nichts, und von Liebermann, dessen Ausstellung im Vorjahr den Glanzpunkt bildete, einen „Sonntag Nachmittag“.

Also gewahrt man bei den Berlinern kaum irgendwo einen Anlauf zu wirklich großer, befreiender Kunst, auch ihr geistiges Maß ist nicht hoch. Am Ende könnte man noch den vielgenannten Knadsfuß in Kassel zu den Berlinern rechnen. Eine große, trodene Illustration in Farben bringt er, das lehrhafte Gesichtsbild vom Nürnberger Burggrafen Friedrich IV. von Zollern, der vor Rom vom Kaiser Heinrich VII. den Nitterschlag erhält. Legt's zu den Anderen!

Unvergleichlich reicher an künstlerischer Individualität stellt sich München dar, wie schon im Vorbericht erwähnt wurde. Die Sezession hat wohl keine neuen Bilder hierher gefandt. Aber dem Berliner Publikum sind sie doch zumeist unbekannt. Bei den Münchenern findet man doch wieder einmal ein größeres Thema angefaßt, Der und Jener versucht im Porträt den besonderen Charakter des modernen Menschen zu ergründen, unter den Landschaftlern findet man reichere Mannigfaltigkeit; kurz, man fühlt, hier ist Bewegung, Betteifer und vor allem nicht der tödtliche, selbstzufriedene Sinn, der über das einmal Erreichte nicht mehr hinausstrebt. Es hat sich besonders Franz Stud in dankenswerther Weise betheilig. Gewiß, es liegt etwas Theatralisch-Patheisches in der Art, wie sich Stud zu entwickeln scheint, aber Gemälde, wie das „Böse Gewissen“ und das „Verlorene Paradies“ sind doch mit Wucht entworfen. Das Bildniß des Prinzregenten ist stolzer, repräsentativer nach Haltung und Gesichtsausdruck gedacht, als der bayerische Prinzregent sich öffentlich zu geben pflegt.

Schlichter erscheint hingegen ein Bildniß des Prinzregenten von Hubert Herxomer in London. Jedoch von der letzten Manier, in der solche repräsentative Bildnisse bei uns zu Duzenden gemacht werden, ist es noch immer weit entfernt.

Auch ein Selbstbildniß hat Stud ausgestellt; man weiß, wie es mit den Selbstbildnissen zu gehen pflegt. Es ist schwer, sich selbst zu erkennen; und so erscheint S a m b e r g e r's Stud-Portrait lebenswahrer, eindringlicher; es ist getreuer charakteristischer, als das leicht idealisirte Selbstbildniß Stud's. Während Samberger es liebt, seine Köpfe mit gewisser Feierlichkeit auf verdunkeltem Grund hervortreten zu lassen, bemüht sich H u g o v. H a b e r m a n n, pridelnd, modern nervös zu sein bis in die Fingerspitzen. Er modernisirt die Sünde, so wie die Herodias. Er ist geistreich, nicht selten bis zur Geistesreicherei. L e n b a c h hat unsere Ausstellung nur nebenher mit einem Bildniß der Frau v. P o s c h i n g e r besetzt, das nicht gerade zu den interessantesten Arbeiten des Meisters zählt.

Von gewinnender, einfacher Kraft bleibt immer aufs neue der Thier- und Landschaftsmaler H e i n r i c h J ü g e l. Diesmal kam er mit einem großen Bilde „Jungvieh am Wasser“. Ein wenig mehr Absichtlichkeit verräth schon Hubert v. G e y d e n in seinen fastigen Thierstudien, wie z. B. seine „Ruhe im Sauggarten“ zeigt. — Ein buntes, farbenlebendiges Effektstudium ist H i e r l - D e r o n c o's „Fandango“ mit der Tänzerin im Vordergrund, und flott gemacht sind S c h m u l e r's „Italienische Schauspieler“. — Zu den Effektstudien kann man füglich auch S c h m i d t - W r e i t e n b a c h's „Im Herzwahn“ rechnen. Das Bild, das eine Herzensfollie darstellt, ist gut gearbeitet, es vermeidet alles, was allzu grell wirken könnte, und doch bleibt ein unfäulender Eindruck von „Sensation“ zurück. J o s e f v o n B r a n d t, der bekannte Maler bewegter Szenen aus russisch-polnischem Volksleben, hat diesmal einen Platz im sogenannten Ehrensaal, dem ersten Raum im Mitteltrakt (nach der Skulpturenhalle).

Die Münchener Landschaftsmalerei zeigt im allgemeinen ebenfalls die Neigung, das stille, friedliche Naturwalten zu bevorzugen. So in den Abendlandschaften von K e l l e r - N e u t l i n g e n, in Paul Hoeder's letzten Sonnenstrahlen, Peter Paul Müller's „Abend“. Zur reinen Verdunkelungsmanier kommt V e n n o B e c k e r. Für einen Schweizer, Ferdinand H o d l e r in Genf, haben sich diese Abendmelancholien, die Nachtstimmungen zu einer allegorischen Darstellung verdichtet. Die Nacht schlechthin nennt er sein Gemälde. In einer Reihe von nachten, schlafenden Gestalten, von denen einzelne mit starkem Ausdruck erfasst sind, verlorpert sich ihm die Nacht. Der treffliche Ludwig D i l l (Ueberschwemmte Salbeifelder in der Po-Ebene) und L ö f f y seien bei den Münchenern nicht vergessen. Sie gehen, wie der Karlsruher Callmorgen, wenig bestimmert um die Tagesbewegungen, ruhig sinnend ihren stillen Weg. Bei den Münchenern findet sich auch eines der ganz vereinzelten Historienbilder, und dies ist eigentlich ein erweitertes Genrebild. Es ist das „Ave Maria nach dem Kampf am Berge Jsel 1809“ von E g g e r - L i e n z. Zum genrehaften Vorgang will der riesenhafte Umfang des Gemäldes nicht recht stimmen. Aber das Bild hält sich im ganzen frei von vom theatralischen Arrangement, und in einzelnen Gruppen betender Tiroler verräth sich ein Künstler von Empfindung.

Alpha.

### Kleines Heuiletou.

— Das Ende der Blondinen. Ein englischer Physiolog soll bei seinen Forschungen entdeckt haben, daß die blonden Menschen allmählig aussterben. „Blauäugig und blondlockig“ wird, so meint der Gelehrte, in zwei Jahrhunderten kaum noch ein Dichter singen können, und das „blonde Gretchchen“ wird zur Sage geworden sein. Man hat in England eine Statistik aufgestellt, wonach von 100 Blondinen nur 55 heirathen, dagegen von 100 Bräutetten 70, und schon auf diese Weise muß der blonde Typus allmählig zurückgehen. Die Zahlen müssen umjomehr auffallen, als England bisher als die Heimath der blonden Schönheiten galt, und schon heute stellt sich das Verhältniß der Bräutetten zu den Blondinen wie drei zu zwei. Auch in Dänemark und Schweden findet man das Abnehmen des blonden Haars. Deutschland soll, mit Ausnahme von Norwegen und Schweden, noch die meisten blonden Männer und Frauen in Europa aufzuweisen haben. Diese Feststellung bezieht sich aber nur auf den Norden Deutschlands. Wie Untersuchungen bei Schulkindern in Deutschland und Oesterreich gezeigt haben, ist der überwiegende Theil der Schulkinder blond, aber in auffallender Weise dunkelt das Haar beim männlichen Geschlecht nach, so daß blonde Knaben sich oft in brünette Männer verwandeln. Die Frauen legen mehr Werth auf die Erhaltung ihres ursprünglichen Blonds, und bald wird es ihnen, wie den auf die Germaninnen eidschen Römerinnen ergehen, die durch Weizen ihres Kopfschmudes ihn bleichen. —

c. e. Ein Altjungfer-Land ist das britisch-westindische Inselreich V e r m u d a, das in der jüngsten Zeit wieder ziemlich viel genannt worden ist. Es giebt auf dieser Inselgruppe wahrscheinlich eine größere Anzahl alter Jungfern im Verhältniß zur Größe der Gesamtbevölkerung, als irgendwo anders auf der ganzen Erde, und eine weitere Merkwürdigkeit liegt darin, daß lediglich das Gesetz des Landes daran schuld ist. In Bermuda, ebenso wie in England, bleibt das Grundeigentum lange Zeit hindurch in derselben Familie. Dieser Konservatismus hat denn auch in der Gesetzgebung seinen Ausdruck gefunden. Kein Fremder kann hier einen Land-Besitztitel durch Kauf oder Erbschaft erwerben, und wenn eine Frauens-

person einen Fremden heirathet, verliert sie nicht bloß ihren eigenen Grundbesitz, sondern kann auch keinen mehr erwerben. Für Männer existirt keine solche Bestimmung. Gelegentlich verzichten auch hier Ewastöchter der Liebe halber auf alle jene Rechte; da aber meistens besitzlose Mädchen wenig als Gattinnen begehrt sind, auch die einheimische Männerwelt nicht Ehelandidaten genug liefert, so werden unverhältnißmäßig viele Mädchen in Bermuda alte Jungfern. —

— Einsame Menschen. Tristan da Cunha, die einsame Insel im südantlantischen Ozean, ist im November 1897 vom Schiffe „Widgeon“, Kapitän Gurney, besucht worden, welcher im Auftrage der britischen Regierung ein Walfischboot dorthin brachte. Die Bevölkerung bestand aus 64 Köpfen: 18 Männer, 19 Frauen, 15 Knaben und 12 Mädchen. Die Insel kann etwa 500 Stück Vieh ernähren, doch war die Rinderherde auf 800 Stück angewachsen; dazu kamen 500 Schafe, so daß Viehexport dringend geboten schien. Dagegen fehlt es an Vegetabilien, und Gemüsesämereien werden dringend gewünscht. — („Globeus“.)

### Literarisches.

1. Adolph Rosée: „Der sterbende Ahasver.“ Berlin 1898. E. Ebering. — Zu vier etwas übermäßig lang gezogenen Akten sucht der Verfasser nichts weniger als die moderne Judenfrage zu lösen. Natürlich bedarf es zur Anregung dieser Frage eines Konfliktes, der dramatisch verwerthbar ist. Dieser Konflikt besteht in einer Liebe zwischen einer jungen Christin, der Adoptivtochter des gänzlich verschuldeten Barons von Lübben und dem jüdischen Doktor der Medizin Max Dameberg. Das Gut des Barons befindet sich in den Händen jüdischer Bucherer und soll unbarmherzig unter den Hammer kommen, da entschließt sich der alte Dameberg, das zur Deckung nöthige Geld vorzuschützen. Allein der alte Baron will durchaus diese Mißsicht nicht zugeben, löst jedoch jedes Verhältniß zu seiner Adoptivtochter, so daß fortan der ehelichen Verbindung weiter kein Hinderniß mehr im Wege steht. Somit ist auch der Konflikt gelöst. Die Fabel des Dramas besteht aber darin, in langen Dialogen auseinanderzusetzen, daß nur der Uebertritt des Juden zum Christenthum im Stande ist, jegliche Grenze der beiden Rassen zu verwischen. Die Idee ist zwar schon öfters ausgesprochen, hintert aber nach wie vor in gleicher Stärke. — Im übrigen ist dem Verfasser eine gewisse dramatische Begabung nicht abzuleugnen, jedoch vermißt man sehr oft den Dichter. —

— Von Genth S. Landor, dem jungen englischen Maler, dessen Abenteuer in Tibet wir vor einiger Zeit kurz erwähnten, wird im Anfang dieses Herbstes bei F. A. Brockhaus in Leipzig ein mit vielen Photographien und farbigen Skizzen geschmücktes Reiseverl erschienen. —

### Theater.

— r. Im Central-Theater ist das Fiala-Ensemble nunmehr bei der Birch-Pfeifferei „Dorf und Stadt“ angelangt. Hatte der brave Auerbach in der „Frau Professorin“ schon sein Theil gethan, um die Klöße des schwäbischen Bauernhaushalts in süße Konditorwaare umzuwandeln, so streute Madame Birch-Pfeiffer noch einmal tüchtig Zucker darüber. Es ist dankbar anzuerkennen, daß das Kleeblatt Wirth-Schönchen-Neuert Mitleid mit dem Publikum hatte und sich Mühe gab, das fade Gericht ein wenig schmackhaft zu würzen. Paula Wirth spielte, soweit es menschenmöglich war, das Lorle mit natürlicher Lebenswürdigkeit, und Herr Neuert machte aus dem Lindewirth einen tüchtigen Kerl. Ein prächtiges, derbes Genrebildchen wußte Frau Schönchen aber aus dem weiblichen Mentor, der sich Wärbel nennt, zu schaffen. Was sonst noch in dem Stück auftrat, war leblos und unbedeutend. Namentlich erschien der von Herrn Treptow dargestellte Maler Reinhard als ein ganz unmöglicher Mensch. —

— Die Freie Volksschule bot am Sonntag den Mitgliedern ihrer ersten Abtheilung im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater die Tragikomödie „Lumpengesindel“ von Ernst v. Wolzogen. Das Stück selbst ist bekannt, auch an dieser Stelle ist darüber des öfteren gesprochen worden. Es enthält zwei Elemente, die ihm eine günstige Aufnahme beim Publikum sicherten: derbe Komik und ein namentlich gegen den Schluß hin stark sentimentales Pathos. Die Aufführung zeigte leider das bei solchen Gelegenheiten gewöhnliche Bestreben der Schauspieler, die grobkomischen Szenen noch stärker herauszuarbeiten, als es schon in der Absicht des Dichters lag. Sonst wurde im allgemeinen flott gespielt. Das Publikum gab durch starken Beifall nach jedem Aktluß seine Zufriedenheit zu erkennen. —

### Medizinisches.

ie. Die Einpflanzung großer Hautflächen auf Wunden hat nach einem vor der Pariser Akademie der Wissenschaften gehaltenen Vortrage von M. Ollier einen ganz außerordentlichen Fortschritt gemacht. Seit den ersten Versuchen von Reverdin hat man oft eine Einpflanzung von Stücken gesunder Haut zwecks Heilung einer bösen und entstellenden Wunde vorgenommen. Jetzt aber ist Ollier soweit gekommen, große Hautlappen von 20, 30 und sogar 40 Quadratcentimeter zu benutzen, wodurch große Wunden ohne Spur von Narbenbildung heilen und die Haut wieder ihr ganz natürliches Aussehen erhält. Da eine entstellende Narbe jedem Menschen, er braucht dazu nicht besonders eitel zu sein, höchst unlieb sein muß, so liegt die Bedeutung dieses chirurgischen

Fortschrittes klar zu Tage, ganz abgesehen von dem Werthe für die eigentliche Heilung der Wunde. Ollier führte als Beispiel einen bei Lyon lebenden Kranken an, der wegen einer ausgedehnten Brandwunde auf der Innenseite des Schenkels nach dem angezeigten Verfahren behandelt wurde. Die Verletzung war schon vor mehreren Jahren geschehen, und die Wunde hatte ein so böses Aussehen angenommen, daß bereits die Amputation des Beines in Erwägung gezogen wurde. Nun aber bedeckte Ollier die Wunde, nachdem er dieselbe gründlich gereinigt, mit 8 Stücken gesunder Haut von je 20—25 Quadratcentimeter Größe. Alle diese „Pflanzungen“ saßen Boden, und nach einigen Wochen war die rohe Fläche der Wunde ersetzt durch eine wirkliche Haut mit Schweißporen, Haaren und allen anderen Eigenschaften normaler Haut. Ueberraschend war dabei noch die Beobachtung, daß die Hautstücke scheinbar an Fläche zunahmten, also sich ausdehnten, während sonst bei der Wundheilung die Haut bekanntlich schrumpft; Ollier erklärt dies durch die Beweglichkeit der benachbarten Hauttheile, welche in allen Richtungen einen Zug auf die eingepflanzten Stücke ausübt. —

**Aus der Pflanzenwelt.**

1. Eine Rieseneiche steht am südöstlichen Saume des Thiergartens in Neustrelitz. Der majestätische Baum ist eine Hochstiege (*Fraxinus excelsior*). Der Stamm erhebt sich aus einem Torfmoorboden bis zur Höhe von 30 Metern; sein Umfang mißt in 1/4 Meter Höhe über den Wurzeln 7 Meter 30 Zentimeter; in 2/3 Meter über dem Boden verjüngt er sich bis auf 4 Meter 35 Zentimeter, um dann in 3/4 Meter Höhe unterhalb der Stelle, wo der erste, fast 2 1/2 Meter Umfang besitzende Ast sich abzweigt, wieder auf 4 1/2 Meter anzuwachsen. Die Wurzeln des Baumes treten überall aus dem Boden heraus und haben das Erdreich in einem Umkreise von 36 Metern um ein halbes Meter emporgehoben. Das auffallendste an der Eiche aber ist die gewaltige Ausbreitung ihrer Krone, die, nach allen Richtungen etwa 15 Meter ausgedehnt, eine Fläche von etwa 700 Quadratmeter beschattet. Sachverständige schätzen das Alter des Baumes auf rund 200 Jahre, was für die Eiche als höchstes erreichbares Lebensalter gilt. In der That hat der Baum die Blüthe seiner Lebenskraft längst überschritten; er treibt keine Blüthen mehr, große Aeste verdorren, und bald wird der Baumriese von einem Sturme gefällt werden. —

**Meteorologisches.**

— In den vom preussischen Meteorologischen Institut herausgegebenen Ergebnissen der Gewitterbeobachtungen in den Jahren 1895 und 1896 finden sich bemerkenswerthe Zusammenstellungen über die Häufigkeit und die Vertheilung der Gewitter auf die verschiedenen Landestheile. Welchen Schwankungen die Gewitterhäufigkeit in den verschiedenen Jahren unterliegt, zeigen die folgenden Zahlen, welche die durchschnittlich auf eine Station entfallenden Meldungen von Gewitter an die Zentralstation für die Jahre 1886 bis 1896 der Reihe nach enthalten: 17, 15, 21, 32, 30, 33, 27, 27, 28, 32, 30. Im Jahre 1895 war die größte Zahl der Gewittertage, nämlich 55, aus Duingen gemeldet, dann kamen zunächst Osterkappeln und Königsberg i. Pr. mit 49, dann Waren-dorf i. B. und Celle mit 48 Gewittertagen. 1896 betrug die größte Zahl der Gewittertage 47 in Duingen, Malapane und Baranowitz. Auf die verschiedenen Landestheile vertheilt sich die Gewitter in folgender Weise: Die gewitterreichste Gegend war 1895 das Weser-Deime-Gebirge und der Solling mit 35,4 Gewittertagen; diesen Gebieten kamen am nächsten (mit 33,8 Gewittertagen) der Teutoburger Wald und das Halberstädter Veden mit der Aue-Niederung. Sonst zeigte sich 1895 das westdeutsche Tiefland bis zur Elbe weitaus am gewitterreichsten mit 33,7 Gewittertagen; dagegen hatte das ostdeutsche Tiefland nur 23,1 Gewittertage, während das sonst gewitterarme Schleswig-Holstein selbst 25,9 Gewittertage aufwies. Etwas höhere Zahlen von Gewittertagen wiesen in dem Tieflande zwischen Elbe und Oder die östliche Elb- und Havelniederung mit 31,5 und Medlenburg mit 29,9 Tagen auf. Im allgemeinen hatte das Bergland etwas mehr Gewitter als das Tiefland. Auch der sonst oft gewitterarme Harz gehörte zu den gewitterreichen Gebieten, der Oberharz wies 30,6 Gewittertage auf. Auch das Riesengebirge mit 31,5 Tagen, das Glazer Gebirge mit 29 Gewittertagen erhoben sich beträchtlich über die mittlere Gewitterhäufigkeit. 1896 hatte das Glazer Gebirge mit 32 Tagen die höchste Gewitterzahl, dem sich ziemlich nahe das Riesengebirge mit 30,2 Tagen anschloß. Aber auch das Tiefland-Schlesien zeichnete sich in diesem Jahre mit 30,7 Tagen als sehr gewitterreich aus. Auch das nordfränkische Bergland und das Frankenland waren 1896 mit 30,5 Tagen sehr gewitterreich. Am gewitterärmsten war 1896 Schleswig-Holstein mit 18,4 Tagen. Im Tieflande zwischen Elbe und Oder war Pommern westlich der Oder mit nur 18,3 Gewittertagen am gewitterärmsten. —

**Humoristisches.**

— Kathedraublüthen. Sie pflügen auf offener Straße hinter jungen Damen herzugehen. Ich verbitte mir ein solches, dem Rufe unserer Anstalt nicht entsprechendes Benehmen für die Folge, zumal wenn diese meine Frau ist. Wenn man einer Dame auf der Straße begegnet, so muß man ihr nicht in die Augen sehen, sondern auf die Knopflöcher. — Der Dorf aus dem Kreise Inowrazlaw ist

nicht etwa ein Dorf wie der gewöhnliche Dorf, der, wenn ich mich recht ausdrücken soll, in der Hand zerdrückt, zu Asche wird. Es ist vielmehr ein Dorf, der sich schneiden läßt wie Speckschwarte, hart wie Eisen und so gut wie Steinkohle ist. — Gummi ist nicht etwa, wie kleine Kinder gewöhnlich sagen, ein Theil von einem Theile eines Pferdes. Es ist vielmehr so etwas, was sich lang ziehen läßt. — Kalao ist, was bei uns eine Saubohne ist. — Wenn Sie einen Fering auf einen schönen Teller legen und ihm eine Peterfilienstaude in den Kopf hinein stecken, dann wird er recht idyllisch aussehen. Versuchen Sie es mal! — Es ist ja totaler Blödsinn, wenn Sie einen Menschen tief sinken lassen mit g; dann ist er noch kein Sumpfsuhner, sondern erst ein Bassist. —

— Ein Radfahrer-Marterl. An der Straße zwischen Krems und Gföhl ist jüngst ein Bild angebracht worden, welches einen Ochsen darstellt, der mit seinen Hörnern ein Fahrrad aufgeschleppt hat, während der dazu gehörige Radfahrer daneben auf dem Bauche ausgestreckt liegt. Darunter stehen folgende Reime:

Den Franzel, den a Jeder kennt,  
Hat hier ein Ochse vom Radl g'rennt.  
O Radler, der Du fahrst zum Haserl,  
Sitz' ab bei diesem Marterlaserl,  
Und merk', bergab man immer schiebt,  
Dieweil es hier viel Rindvieh giebt. —

**Vermischtes vom Tage.**

— Unter den Schullindern sind etwa 1 pCt. Stotterer; das ergibt für ganz Deutschland etwa 80 000. Von je 1000 Rekruten mußten immer 2 wegen hochgradigen Stotterns zurückgestellt werden. —

— Bei einem durch Selbstentzündung von Watte entstandenen Feuer brannte eine Kleiderstoff-Weberei und Waffelfabrik in Werdau vollständig nieder. —

— Ein Kinder-Leichenwagen gerieth in Hannover zwischen zwei elektrische Straßenbahn-Wagen und wurde zertimmert. Der Sarg wurde herausgeschleudert. Der Vater und die Schwester des verstorbenen Kindes erlitten schwere Verletzungen, denen die letztere erlag. —

— In Koblenz goß ein Dienstmädchen Petroleum ins Ofenfeuer, dabei explodirte die Kamme und das Mädchen verbrannte. —

— Auch in Wien ist eine Ausstellung von Ansichtskarten eröffnet worden, die nicht weniger als 6000 Stück enthält. Der Gedanke der Postkarte mit Abbildung ist im Jahre 1887, also vor elf Jahren, fast gleichzeitig in Oesterreich und Deutschland aufgetaucht. Ursprünglich waren es Geschäftsleute, die ihre Postkarten mit dem Bild ihrer Verkaufshäuser u. s. w. ausstatteten. Die ersten Ansichtskarten erdienen in Lichtdruck, jetzt giebt es wohl kein einziges der etwa 30 verschiedenen Verfahren der Vervielfältigung, welches nicht zur Anwendung gelangte. —

— Ueber Wien ging am Sonnabend ein Wolkenbruch mit Hagel nieder, der große Schäden anrichtete. —

— Das Schiff „Hoffnung“, von Charlestown nach Harburg unterwegs, ist mit der Besatzung verloren. —

— Der Kapitän der nach Marseille segelnden englischen Bark „Monte Allegro“ wurde auf hoher See von dem ersten Schiffs-offizier ermordet. —

— Eine Feuersbrunst zerstörte in Nischni-Nowgorod 200 Wohnhäuser und eine Kirche. Der Schaden wird auf 2 1/2 Mill. geschätzt. —

— Ein großes Feuer äscherte in Konstantinopel in wenigen Stunden ein ganzes Stadtviertel, viele Magazine, Schulen und eine Moschee ein. —

— Eine Zeitung in altgriechischer Sprache wird in Washington unter dem Titel „Spiegel des Orients“ von Studenten der dortigen Universität herausgegeben. Sie berichtet nur über Dinge, welche sich auf das Alterthum beziehen. —

— Die meisten jetzt in den Vereinigten Staaten als Havana-Zigarren verkauften Zigarren sind aus Virginia-Zabal. Das Rohmaterial geht direkt aus Virginien nach Portorico. In Portorico wird es ungepackt und als Portorico-Zabal nach Havana geschickt, dort zu Zigarren verarbeitet und als „echte Havanas“ nach den Vereinigten Staaten exportirt. —

— In Nord-Kiangsu in China herrscht Hungersnoth. Hundesfleisch wird als Delikatesse verkauft. Das Volk lebt meist von grünen Weizenreisern, getrockneten Bohnen und dergleichen, Kinder werden in großer Zahl verkauft und verschenkt. —

— Im Kamtschatka-Meere (Sibirien) war der Walfischfang in diesem Jahre sehr ergiebig. Von 1897 bis zum Januar 1898 wurden dort insgesamt 220 Walfische gefangen. Diese wurden in der Bucht Gaidamal verarbeitet und ergaben 20 000 Pud Leberthran, 70 russische Arbeiter und, für die größten Arbeiten, eine Anzahl Chinesen, Japaner und Koreaner waren hierbei beschäftigt. —